

Einleitung.

Die Persönlichkeit in der Geschichte.

Die naive Geschichtsbetrachtung sieht nur die Helden; die Massen, die hinter ihnen stehen, kümmern sie nicht. So werden bei Homer die Griechen geschlagen, weil Achill sich vom Kampfe fern hält; als er dann wieder daran teilnimmt, treibt er die Troer wie Schafe vor sich her, und Troias Fall ist mit Hektors Tode besiegelt: οἷος γὰρ ἐρύετο ἴλιον ἔκτωρ. Ähnlich erzählen die mittelalterlichen Chroniken fast nur von den Taten der Könige. Und noch heute denkt die Menge nicht anders; sie feiert Kolumbus als den Entdecker Amerikas, Moltke als den Sieger von Sedan, Bismarck als den Einiger Deutschlands. Und das ist es ja auch, was der Augenschein lehrt. Es gibt nur einzelne Menschen; die Begriffe „Volk“ oder „Menschheit“ sind bloße Abstraktionen. Wie Antisthenes gegen Platons Ideenlehre bemerkte: „ich sehe wohl Pferde, aber den Typus Pferd sehe ich nicht“ (ἵππον μὲν ὁρῶ, ἱππότητα δ' οὐχ ὁρῶ). Also ist alles, was geschieht, die Tat eines einzelnen.

Bei dieser Auffassung wird die Geschichte zum wüsten Spiele des Zufalls, und es ist schwer verständlich, wie ernste Männer, die so denken, sich überhaupt damit abgeben können. Wohl ist das Individuum in seinem Wesen kausal bedingt, aber es ist das Resultat so komplizierter Faktoren, daß jede Analyse versagt; es ist für uns etwas Gegebenes, völlig Irrationales. Wer will erklären, warum Bismarck der größte Staatsmann unserer Zeit geworden ist, oder Moltke der größte Stratege? Und wenn wir es erklären könnten, so wäre damit noch nichts gewonnen, denn ihre historische Wirksamkeit

beruht darauf, daß sie im rechten Augenblick in die leitenden Stellungen gelangt sind, was von den Entschlüssen der maßgebenden Persönlichkeit abhing, die zwar ebenfalls kausal bedingt waren, aber keineswegs mit Notwendigkeit aus der politischen Lage sich ergaben.

Doch kehren wir jetzt die Sätze um, von denen wir soeben ausgegangen sind. Kolumbus hat Amerika entdeckt, gewiß. Aber würde Amerika noch unbekannt sein, wenn Kolumbus niemals gelebt hätte, oder wenn ihm Isabella und die Kaufleute von Sevilla nicht die Mittel zu seiner Fahrt gewährt hätten? Auf eine Frage dieser Art ist es fast immer unmöglich, eine sichere Antwort zu geben, weil, was einmal geleistet ist, solange es bestehen bleibt, in der Regel nicht noch einmal geleistet werden kann. Hier aber ist ausnahmsweise eine Antwort möglich; Amerika ist im Jahre 1500 noch einmal durch Cabral entdeckt worden, durch bloßen Zufall, ganz ohne Absicht seitens des Entdeckers. Die Entdeckung würde also auch erfolgt sein, wenn Kolumbus nicht vorher nach Westindien gelangt wäre. Die Bedeutung von Kolumbus' Tat beschränkt sich also darauf, daß sie die Existenz von Amerika 8 Jahre früher zur Kenntnis Europas gebracht hat als es sonst geschehen wäre. Die Geschichte ist in diesem Falle gerecht gewesen, wenn der neugefundene Erdteil nicht nach dem Namen des Genuesen genannt worden ist.

Es gibt ferner ein weites Gebiet der historischen Entwicklung, vielleicht das wichtigste von allen, das der Einwirkung der Einzelpersönlichkeit so gut wie völlig entrückt ist. Das ist das Gebiet des Wirtschaftslebens. Auch der mächtigste Despot ist hier machtlos, wenn er sich der durch die Verhältnisse gegebenen Entwicklung entgegenstemmt oder sie in andere Bahnen zu leiten sucht; er kann höchstens Keime pflanzen, die im Laufe der Zeit langsam aufgehen, wenn sie der Richtung der Entwicklung entsprechen. Darum sollte, wer den historischen Werdeprozeß verstehen will, mit dem Studium der Wirtschaftsgeschichte beginnen. Wie naiv hier oft vorgegangen wird, zeigt die bekannte Kontroverse über den „Vater des Zollvereins“, eine Frage, auf die natür-

lich niemand eine Antwort gefunden hat; denn der Zollverein ist entstanden, weil er eine wirtschaftliche Notwendigkeit war. Darum ist er bestehen geblieben und das Reich ist aus ihm herausgewachsen.

Doch fragen wir weiter. Würde der Lehrsatz des Pythagoras noch unbekannt sein, wenn Pythagoras nicht gelebt, und es keine pythagoreische Schule gegeben hätte? Oder würden wir ohne Newton das Gesetz der Schwerkraft nicht kennen? Oder würden wir noch im Postwagen reisen, wenn Stephenson die Lokomotive nicht erfunden hätte? Ich denke, es bedarf keiner Antwort. Wenn einmal die Bedingungen für eine wissenschaftliche Entdeckung, oder eine technische Erfindung gegeben sind, so wird sie gemacht werden, ob von Hinz oder Kunz, ist ganz gleichgiltig. Darum sind alle Prioritätsstreitigkeiten so kleinlich und widerwärtig.

Etwas anders liegen die Dinge auf dem Gebiete der künstlerischen Tätigkeit. Hier kommt es eben nicht bloß darauf an, daß eine Sache gemacht wird, sondern vor allem, wie sie gemacht wird. Den Faust konnte, so wie er ist, nur Goethe schreiben, nur Raphael die sixtinische Madonna malen, nur Wagner den Nibelungenring komponieren. Aber wenn wir nicht mehr das einzelne Kunstwerk in seiner Eigenart betrachten, sondern die Stufe künstlerischen Schaffens, die sich darin ausspricht, ändert sich das Bild. Auch wenn Raphael nie gelebt hätte, würde die Entwicklung der italienischen Malerei nicht wesentlich anders verlaufen sein und auch ohne Goethe würden wir unsere klassische Literatur haben. Wohl aber sind Raphael und Goethe nur denkbar als Produkte der Zeit, in der sie gelebt haben; wären sie einige Jahrhunderte früher zur Welt gekommen, so würden sie, unter günstigen Umständen, gewiß auch Großes geleistet haben, aber diese Leistungen würden von ganz anderer Art gewesen sein. Gerade in der griechischen Literatur und Kunst, mit ihrer streng organischen Entwicklung, tritt uns diese Bedingtheit des Individuums durch die Zeitverhältnisse besonders deutlich vor Augen. Wohl kein zweites Volk hat so viele künstlerisch hochbegabte Persönlichkeiten hervor-

gebracht, aber sie alle blieben innerhalb der Schranken, die ihnen durch den Gang der Entwicklung gesteckt waren, nicht anders, als ob sie unter dem Zwange einer gesetzlichen Vorschrift geschaffen hätten. So wenden die dichterischen Talente in einem gegebenen Augenblick sich vom Epos der Lyrik zu, dann von dieser dem Drama, bis endlich die Poesie überhaupt gegenüber der Rhetorik zurücktritt. Und ganz analog ist der Gang der Entwicklung auf dem Gebiete der bildenden Kunst. Überall trägt das Kunstwerk den Stempel der Zeit, in der es entstanden ist, und demgegenüber treten die individuellen Unterschiede zwischen den Werken der einzelnen Künstler, so groß sie an sich sein mögen, erst in zweite Linie. Ein einfacher Steinmetz in der Zeit des peloponnesischen Krieges meißelte schönere Statuen, als der größte Meister zwei Jahrhunderte früher. Wer sich von der Wahrheit dieser Sätze recht eindringlich überzeugen will, braucht nur die Schaukästen einer großen Münzsammlung anzusehen.

Nicht anders steht es mit der politischen Entwicklung. Es hat nie Männer gegeben, die eine größere Machtfülle besessen hätten als die römischen Kaiser; und da sie meist nicht durch Erbrecht auf den Thron gelangt sind, sondern durch eigene Kraft, findet sich unter ihnen eine sehr viel größere Zahl bedeutender Persönlichkeiten, als es sonst in Monarchien der Fall ist. Und doch, wie wenig haben sie es vermocht, den Gang der Geschichte zu beeinflussen. Sie sind nicht imstande gewesen, den immer weiter fortschreitenden Verfall der Kultur, und damit des Reiches aufzuhalten oder neuen geistigen Strömungen, wie dem Christentum, Halt zu gebieten. Man könnte eine Geschichte der Kaiserzeit schreiben, die von der Persönlichkeit der einzelnen Herrscher vollständig absähe, und es würde kein einziger wesentlicher Zug in dem Bilde fehlen. Und andererseits sind alle Versuche, die Kaiserherrschaft zu stürzen, vergeblich geblieben, obgleich den Kaisern der Halt fehlte, den anderen Monarchen der legitime Besitz der Macht gibt. Niemals wieder hat die Überschätzung der Bedeutung des Individuums so verhängnisvolle Folgen gehabt

als bei der Ermordung Caesars. Der war einer der größten Männer, die je gelebt haben, gleich genial als Staatsmann, als Feldherr, als Schriftsteller; kein Wunder, daß die Verschworenen glaubten, es genüge, ihn zu beseitigen, um die Republik wiederherzustellen. Die Tat hat die Welt in zwölfjährige Bürgerkriege gestürzt, aber sonst nichts an der Lage geändert; denn zwischen Augustus' Scheinkonstitutionalismus und dem Regiment, wie es Caesar aufgerichtet haben würde, ist in der Sache kaum ein Unterschied, um so weniger, als ja auch Caesar nicht daran hätte denken können, den Senat ganz zu beseitigen. Es ist eben nicht Caesar, der die Senats Herrschaft gestürzt hat, sondern die Gewalt der Verhältnisse; wäre Caesar, wie Pompeius, in den Schranken der Verfassung geblieben, so hätte ein anderer den entscheidenden Schritt getan.

Sehr instruktiv ist auch ein Blick auf die verfassungsgeschichtliche Entwicklung Griechenlands, die ganz ebenso organisch verlaufen ist, wie die Entwicklung auf geistigem Gebiete. Im IX. Jahrhundert bestand noch überall die Erbmonarchie, die ihr Recht von Zeus herleitete; und es kann gar keine Frage sein, daß unter den Königen, die in den zahllosen griechischen Kleinstaaten herrschten, viele begabte und tatkräftige Männer gewesen sind. Und doch ist diese Monarchie im Laufe der nächsten Jahrhunderte überall in der griechischen Welt gestürzt worden, mit Ausnahme einiger Gebiete an der Peripherie, die in der Kulturentwicklung zurückgeblieben waren. Das gibt uns den Beweis, daß diese Entwicklung keineswegs von den Persönlichkeiten abgehangen hat, die zu dieser Zeit in den einzelnen Staaten politisch tätig waren, sondern daß sie ein notwendiges Ergebnis der Verhältnisse war; die Modalitäten, unter denen die Entwicklung sich vollzog, sind dann allerdings von den leitenden Persönlichkeiten beeinflusst worden. Doch darauf kommt historisch nur sehr wenig an. Und ebenso gesetzmäßig hat sich die weitere verfassungsgeschichtliche Entwicklung in den griechischen Staaten abgespielt, von der Adels Herrschaft durch die Tyrannis zu der im Laufe der Zeit immer radikaler

werdenden Demokratie; nur daß hier, der Verschiedenheit der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse entsprechend, nicht alle Staaten die ganze Folge durchlaufen haben. So hat Aristoteles, auf Grund dieses Materials, seine Theorie der Rotation der Verfassungen aufstellen können, die bis heute die bedeutendste Leistung der vergleichenden Geschichtswissenschaft geblieben ist. Die Theorie gilt natürlich in vollem Maße nur für die Zeit, und den Kulturkreis, woraus sie abstrahiert ist, läßt sich aber, mit den nötigen Modifikationen, auf alle analogen Fälle anwenden.

Nach dem bekannten Ausspruch eines großen Feldherrn sind es im Kriege die „starken Bataillone“, die den Ausschlag geben, vorausgesetzt natürlich, daß der innere Wert der sich gegenüberstehenden Heere annähernd gleich ist; und alle Feldherrnkunst läuft im Grunde darauf hinaus, an den entscheidenden Punkten der stärkere zu sein. Rom hat Samnium, Karthago, Makedonien unterworfen, weil es imstande war, stärkere Heere aufzustellen als diese Mächte; und Napoleon hätte Europa nicht erobert, wenn er nicht an der Spitze des damals bei weitem volkreichsten Kulturstaates gestanden hätte. Und die ganze Kriegsgeschichte, von Pyrrhos und Hannibal bis auf den amerikanischen Sezessionskrieg zeigt uns, daß alle Überlegenheit der Führung eine große Überlegenheit der Zahl nicht auszugleichen vermag. Der Siebenjährige Krieg bildet nur eine scheinbare Ausnahme; hätte die Koalition der Gegner zusammengehalten, so würde auch Friedrich unterlegen sein. Das Genie selbst des größten Feldherrn ist eben nicht mehr wert als so und so viel tausend Soldaten. Das ist so evident, daß Kriege zwischen Staaten, die auf gleicher Kulturhöhe stehen, nur unternommen werden, wenn die Kräfte, die für den Krieg verfügbar gemacht werden können, annähernd gleich sind, es sei denn, daß der schwächere Staat auf Hilfe von außen hoffen zu dürfen glaubt. Ist doch der Krieg nichts weiter als eine Kraftprobe zwischen den kämpfenden Staaten, bei der natürlich nicht nur die materiellen, sondern ebenso die moralischen Kräfte in Ansatz kommen; der Ausgang steht von vornherein sicher, so sicher

wie der eines physikalischen oder chemischen Experiments, vorausgesetzt, daß in beiden Fällen äußere Störungen ferngehalten werden. Der Unterschied liegt nur darin, daß wir den Ausgang des Experiments mit Sicherheit vorausszusehen vermögen, den des Krieges nicht; denn es gibt keine andere Methode, das Verhältnis der Kräfte zweier Staaten exakt zu messen, als eben den Krieg.

Der Krieg lehrt uns aber noch etwas anderes, das ebenso wichtig ist, vielleicht auch noch wichtiger. Nur im Kriege kann militärisches Genie in die Erscheinung treten. Die Welt würde nie erfahren haben, daß Hannibal oder Moltke große Feldherren gewesen sind, wenn sie nicht Gelegenheit gehabt hätten, es auf dem Schlachtfelde zu beweisen. Und so ruft jeder Krieg eine Fülle von militärischen Talenten ans Licht. Aber militärische Begabung kann in vollem Maße nur in leitender Stellung sich zeigen, und dazu gelangen natürlich nur sehr wenige. Die Männer, die unser Heer 1813 zum Siege geführt haben, haben alle schon am Kriege von 1806 teilgenommen, aber in untergeordneter Stellung, und darum nicht in der Lage, wirksamen Einfluß auf den Gang der Dinge zu üben. Es kann demnach gar kein Zweifel sein, daß überall eine Menge hervorragender militärischer Talente vorhanden ist, die aber meist latent bleiben, weil es ihnen an Gelegenheit fehlt, sich zu betätigen.

Was aber von dieser Seite geistiger Begabung gilt, muß offenbar auch sonst Geltung haben. Das sollte schon von vornherein klar sein. In jedem Volke gibt es stets eine Anzahl von Individuen, die in körperlicher Hinsicht weit über den Durchschnitt hervorragen, sei es durch Schönheit, durch hohe Statur oder durch physische Kraft. Ganz ebenso ist es auf geistigem Gebiete: ist doch die geistige Begabung bedingt durch die Beschaffenheit des Gehirns. Aber während die Körperkraft ohne weiteres in Wirksamkeit treten kann, erfordert die geistige Begabung, um sich voll entfalten zu können, eine sorgfältige Ausbildung, und diese Ausbildung muß in der Jugend erfolgen, später läßt sich das nicht mehr nachholen. Darum nannten die Griechen einen Mann, der auf

irgend einem Gebiete etwas Hervorragendes leistete, einen παιδομαθής. Warum hat denn Deutschland in Arminius' Zeit und noch lange Jahrhunderte nach ihm keinen Philosophen oder Mathematiker hervorgebracht? Die Begabung kann unseren Vorfahren doch nicht gefehlt haben, oder woher wäre sie dem „Volk der Denker“ später gekommen? Was fehlte, war allein die Anregung und die Gelegenheit, auch der Wille zur Ausbildung. Oder warum hat Italien, von den griechischen Kolonien natürlich abgesehen, im Altertum keinen einzigen hervorragenden Maler oder Bildhauer gehabt? Die Erklärung hat schon Cicero gegeben in den prophetischen Worten: *An censemus, si Fabio nobilissimo homini laudi datum esset, quod pingeret, non multos etiam apud nos futuros Polyclitos et Parrhasios fuisse? Honos alit artes, omnesque incenduntur ad studia gloria, iacentque ea semper, quae apud quosdam improbantur* (Tusc. I 2, 4).

Was von ganzen Völkern gilt, gilt ebenso von einzelnen Volksschichten. Nur verhältnismäßig selten sind die Urheber hervorragender geistiger Leistungen Söhne von Handarbeitern, obgleich diese die weit überragende Mehrzahl der Bevölkerung bilden. Und doch ist es klar, daß die unteren Schichten eines Volkes nicht weniger begabt sein können als die höheren, die ja aus jenen hervorgegangen sind und aus ihnen beständig frische Kraft schöpfen. Aber es fehlt eben in den Familien der Handarbeiter in der Regel die geistige Anregung, die für das Streben nach höherer Bildung die unumgängliche Voraussetzung ist, und wo das Streben vorhanden ist, fehlen die Mittel zur Ausbildung. Nur unter besonders günstigen Umständen können diese Schranken durchbrochen werden; wenn einmal ein solcher Fall eintritt, sagt man wohl, „das Genie bricht sich immer Bahn“. Aber es ist damit, wie mit den Votivtafeln der aus dem Seesturm Geretteten im Tempel von Samothrake; „wie würde es hier aussehen“, sagte Diogenes, „wenn auch die nicht Geretteten Tafeln aufgehängt hätten“?

So bleibt der bei weitem größte Teil der geistigen Kräfte, die in einem Volke vorhanden sind, im latenten Zustande oder gelangt doch nur in den kleinen Interessen des täglichen

Lebens zur Betätigung. Die Kräfte aber, die zu höherer Entwicklung kommen, wenden in ihrer weit überwiegenden Mehrzahl den Gebieten sich zu, die gerade im Vordergrund des Interesses stehen, auf denen also ein äußerer Erfolg am ersten zu erwarten ist. So in der römischen Kaiserzeit der Rhetorik, im Mittelalter der Theologie. Wer es versucht, gegen den Strom zu schwimmen, muß die Erfahrung machen, daß ein Feldherr ohne Heer nichts vermag. Neue Gedanken, sie mögen nun wahr oder falsch sein, werden zunächst immer angefeindet; sie können sich nur durchsetzen, wenn die Zeit dafür reif ist. Als Aristarchos von Samos zuerst das heliozentrische System aufstellte, fand er bei den größten Gelehrten, bei Archimedes und Apollonios Widerspruch, und so ist seine große Geistestat für die Wissenschaft vergeblich geblieben, bis sie endlich, als die Zeit erfüllt war, nach fast zwei Jahrtausenden, zum Siege gelangte. Ganz ähnlich ist es der Atomenlehre Demokrits ergangen. Andererseits hat es lange gedauert, bis der astrologische Aberglaube in der griechischen Welt Eingang gefunden hat. Daß es auf politischem Gebiet ganz ebenso ist, bedarf kaum der Hervorhebung. Das Genie Sullas hat der wankenden Senatsherrschaft kein neues Leben einzuflößen vermocht, und Napoleon ist gescheitert, weil die Zeit für eine Einigung von Europa noch nicht gekommen war.

Die Dinge liegen also gerade umgekehrt, als sie einer oberflächlichen Betrachtung erscheinen. Nicht das plötzliche Auftreten „großer Männer“ ist es, das den Verlauf der historischen Entwicklung bestimmt, sondern „große Männer“, d. h. solche, deren geistige Begabung weit über den Durchschnitt hinausgeht, sind überall und zu allen Zeiten vorhanden, und die Verhältnisse sind es, die ihrem Wirken die Richtung geben, und überhaupt ihr Wirken, oder doch ihr erfolgreiches Wirken ermöglichen. Die politische und geistige Entwicklung geht dann in der Weise vor sich, daß solche hervorragenden Männer sich in den Dienst der Zeitströmung stellen und den Idealen, welche die Massen bewegen, konkrete Gestaltung geben. Dabei kommt dann natürlich auch die Individualität der

führenden Männer zum Ausdruck, aber nur in Nebenpunkten. Alles wesentliche hängt von tieferen Ursachen ab.

Die vulgäre Auffassung dieser Dinge beruht auf einer ähnlichen Täuschung, wie die Illusion, wir hätten einen freien Willen. Denn der Wille ist durch Motive bestimmt; so sehr, daß wir bei allem, was ein anderer tut, sogleich nach dem Warum fragen, und wenn wir keine befriedigende Antwort finden können, geneigt sind, an dem gesunden Verstande des betreffenden zu zweifeln. Das Motiv aber aller Handlungen und also alles Wollens — denn Handlungen sind nichts weiter als in Tat umgesetzter Wille — ist genau besehen ein einziges: der Nutzen, mag es nun unser eigener Nutzen sein oder fremder, der uns höher steht als der eigene. Das ist so richtig, daß wir jemanden, der sich selbst zwecklos Schaden zufügt, für geistesgestört halten und ihn, wenn er es gar zu arg treibt, unter Kuratel stellen oder ins Irrenhaus sperren. Worin wir aber unseren Nutzen erkennen, das hängt ab von dem Maß unserer Einsicht; und wie weit wir dieser Erkenntnis gemäß handeln, von der Stärke unseres Charakters, d. h. von unserer Fähigkeit, einen augenblicklichen Vorteil einem späteren größeren Vorteil zuliebe zu opfern, bezw. den eigenen Vorteil dem Vorteil anderer. Da nun jeder in einem gegebenen Augenblicke ein gegebenes Maß von Einsicht besitzt, und niemand imstande ist, von heute auf morgen seinen Charakter zu ändern, so ist klar, daß wir stets unter innerem Zwang wollen und handeln, auch da wo wir es in voller Freiheit zu tun glauben. Unsere Entschlüsse sind in jedem Augenblicke mit Notwendigkeit gegeben, und also auch unser Handeln, soweit nicht äußere Gewalt eine Schranke setzt.

Das sind elementare Sätze, gewiß; aber sie werden in der Praxis beständig mißachtet. Und gerade der Historiker sollte dieser Sätze stets eingedenk bleiben; denn gäbe es eine Willensfreiheit, so könnte von der Geschichte als Wissenschaft keine Rede sein. Nur was kausal erfaßt werden kann, ist wissenschaftlicher Behandlung fähig; nur wenn der Wille kausal bedingt ist, ist eine psychologische Analyse überhaupt möglich. Bei Männern, die uns nahe stehen, deren